

mondial

Themenheft Interkulturalität & Politik

Sprachenpolitik In welcher oder in welchen Sprachen liegt eigentlich Literatur in deutschen Kindergärten bereit? Mittels zweisprachiger Bücher erfahren Kinder, die mit mehreren Sprachen aufwachsen, Wertschätzung auch in der Öffentlichkeit. **Seite 8**

Schwere Konflikte Junge Menschen fallen den brutalen Kämpfen in Kolumbien zum Opfer. Eine bekannte Tragödie, beschrieben aus der Sicht von Señora Amparo und Jonathan. »Frieden gibt es in diesem Land nicht und wird es auch nicht geben.« **Seite 4**

Gesundheitspolitik Wir werden weniger und älter. Fachkräftemangel im Gesundheitsbereich, insbesondere in der Pflege, birgt interkulturelle Herausforderungen und Chancen. Politisch braucht es Veränderungen. Lösungsansätze werden dringend gesucht. **Seite 23**

Kindersoldat*innen in Kolumbien – Opfer und Täter*innen?

Max Nahrhaft, María Rath, Sarah Ribbert und Tamara Vogel

Im Oktober 2016 hat die kolumbianische Regierung nach langen Verhandlungen einen Friedensvertrag für das Land geschlossen, das seit 60 Jahren vom Bürgerkrieg gekennzeichnet ist. Über den Zeitraum fielen dem Konflikt 260 000 Menschen zum Opfer, wobei die Dunkelziffer deutlich höher ist. Die linke FARC (*Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia*) hat 2016 ihre Waffen niedergelegt, erhielt dafür in Teilen eine Amnestie und politische Rechte. Doch damit lässt sich der Konflikt nicht für beendet erklären. Die FARC-Guerilla war bei Weitem nicht die einzige Konfliktpartei. Vier Guerilla-Gruppen, mehrere Hundert paramilitärische Verbände sowie staatliche Kräfte bekämpften sich in dem südamerikanischen Land. Nach dem Rückzug der FARC übernehmen nun andere illegale Gruppierungen deren Gebiete und gewinnen zunehmend an Einfluss. Während der letzten Monate wurden fast täglich politische Aktivist*innen, soziale Anführer*innen und Indigene getötet, regelmäßig werden ganze Dorfgemeinschaften vertrieben. Auf eine Bevölkerung von 45,5 Millionen Menschen kommen sieben Millionen Binnenvertriebene – damit ist Kolumbien das Land mit der höchsten Binnenmigration weltweit. Auch was den Einsatz von Kindersoldat*innen betrifft, weist Kolumbien mit 18 000 Minderjährigen eine traurige Statistik auf. Um das Schicksal zweier ehemaliger Kindersoldat*innen und deren Sichtweise auf den Konflikt soll es in den folgenden zwei Artikeln gehen.

»Frieden gibt es in diesem Land nicht und wird es auch nicht geben«

Ein Land gezeichnet von jahrzehntelangem Bürgerkrieg, in dem es so scheint, als ob es keine Hoffnung mehr gebe. Eine ehemalige Kindersoldatin der FARC erzählt von ihrem Leben auf der Flucht.

Es ist mittlerweile tiefe Nacht und wir bahnen uns einen Weg durch den Wald. Es ist kein Ende in Sicht. Wie lange wir unterwegs sind, weiß ich nicht mehr. Ich habe seit Ewigkeiten nichts gegessen, mein Körper schmerzt. Ich starre wie hypnotisiert auf die Person vor mir, immer darauf bedacht, genau in ihren Fußabdruck zu treten. Nur so hinterlasse ich keine Spuren. Plötzlich hören wir Schüsse und es fallen Bomben. Wir rennen los ...

Señora Amparo wacht auf. Wieder einmal haben die schmerzhaften Erinnerungen sie eingeholt. Nie werde sie vergessen können, was passiert ist. Die Kolumbianerin ist eine ehemalige Kindersoldatin der FARC (*Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia*), einer linken Guerilla-Bewegung im Bürgerkrieg ihres Landes. Dieser trat sie im Alter von 13 Jahren bei. Seit ihrem Austritt ist sie auf der Flucht. Daher soll ihr richtiger Name anonym bleiben. Für das Gespräch wählt die Frau mittleren Alters das Pseudonym Señora Amparo, was für sie so viel wie die »Schutzsuchende« bedeutet.

Señora Amparo wächst in ärmlichen Verhältnissen auf dem Land in der Provinz Cauca im Südwesten Kolumbiens auf. Um ihrer Familie finanziell unter die Arme zu greifen, beschließt sie als Jugendliche, sich der FARC anzuschließen. Ihre Eltern sind von Anfang an dagegen – doch das junge Mädchen sieht keinen anderen Ausweg. Die Rebell*innen sind Teil des Dorfalltags und werben mit Parolen wie: »Wenn man Kolumbien liebt, muss man kämpfen.« Und wie man kämpft, wird ihr und den anderen 47 Kindersoldat*innen von Anfang an beigebracht: »Ich lernte mich zu verteidigen, zu rennen, zu fliehen und den Umgang mit der Waffe.«

Der Einsatz von Kindersoldat*innen in kolumbianischen Guerilla-Gruppen ist nichts Außergewöhnliches, wobei die FARC etwas mehr als die Hälfte von ihnen rekrutierte. Insgesamt gibt es knapp 18 000 Fälle von registrierten Kindersoldat*innen zwischen den Jahren 1958 und 2015. Elf Prozent waren Zwangsrekrutierungen, bei denen Minderjährige gezwungen wurden, sich Gruppen wie der FARC anzuschließen. Dabei wählte Letztere meist gezielt Kinder und Jugendliche in besonders prekären Situationen aus, die zum Beispiel Waisen waren oder getrennt von ihrer Familie lebten. Der weitaus größere Teil schloss sich aber nach eigenen Angaben freiwillig den Rebell*innen an, unter anderem, weil sie nach Zugehörigkeit suchten oder sich persönliche Anerkennung erhofften. Daneben spielte Sicherheit eine wesentliche Rolle, um sich vor der Gewalt des Konflikts zu schützen, oder wie im Fall von Señora Amparo auch ökonomische Zwänge. Wirklich freiwillig waren solche Entscheidungen daher oft nicht.

Im Gespräch mit einem ehemaligen FARC-Kommandeur betont dieser, dass die Motivationen aber auch politisch-ideologisch geprägt sind. »Wir waren, so wie jede andere Gruppierung auch,



nur mit einer Uniform und der Mission ausgestattet, unser Volk zu befreien.« Dieses Ziel verbinde die Gruppe und lasse jede*n Teil einer großen Familie werden. »Wir sind nicht so, wie man uns darstellt.« Der Kommandeur schildert ein harmonisches Zusammenleben, in dem viel gelacht wurde und das nicht nur aus Kämpfen bestand. Doch so harmonisch das Gemeinschaftsleben auch sein soll, entspricht dies nicht unbedingt der Realität, erinnert sich Señora Amparo. »Auch wenn wir uns wie Brüder und Schwestern verhalten sollten, geschah dies eher aus Zwang heraus. Das Leben dort ist grausam und man leidet viel.« Bis heute noch ist sie traumatisiert von den Anblicken, wie andere Kinder im Kampf verwundet zurückgelassen wurden oder sterben mussten. »So etwas vergisst man nie.«

In der Organisation wurde Regelverstoß hart bestraft. Demütigungen, Schläge oder tagelanges Hungern wurden als Mittel der Bestrafung eingesetzt. Im schlimmsten Fall wurden auch eigene Mitglieder getötet. Es gab daher oftmals nur zwei Optionen für die Kinder und Jugendlichen: gehorchen oder sterben.

Warum sie nicht eher ausgetreten ist? Bereits nach einem Jahr hat Señora Amparo mit dem Gedanken gespielt, die FARC zu verlassen. Doch zu groß war die Furcht, dass die Rebell*innen sie töten würden. Und auch die Guerilla wollte sie nicht gehen lassen, denn

wie sie selbst über sich sagt: »Ich war eine der Personen, die vor nichts Angst hatten, ich habe die Waffe genommen und mich den Herausforderungen gestellt. Ich bin auf dem Land aufgewachsen, deswegen war ich schon immer stärker als die anderen.«

Doch nach einiger Zeit wurde ihr Wunsch stärker, zur Familie zurückzukehren. Als sie einen der Kommandeur*innen darauf anspricht, erwidert dieser nur: »Aber wohin willst du gehen, wenn deine Familie doch schon nicht mehr existiert? Sie haben uns so sehr wegen dir belästigt, dass wir keine andere Wahl hatten, als sie umzubringen.« Wie sollte sie mit der Schuld leben, dass die Eltern ihretwegen ermordet worden waren?

Nach zehn Jahren hielt es Señora Amparo nicht mehr aus: »Das hier ist kein Leben, ich habe keine Familie, ich habe gar nichts. Ich gehe.« Sie nutzt die Chance zur Flucht, als eines Nachts ein Lkw mit Kartoffeln zur Kontrolle angehalten wird, und wirft sich von der anderen Seite unbemerkt auf die Ladefläche. Nach zwei Stunden spricht sie den Fahrer an und erklärt ihm ihre Situation. Aus Angst, sein Leben zu verlieren, rast dieser in Rekordgeschwindigkeit zu dem Dorf, in dem Señora Amparo ihre Tante vermutet. Dort dann die große Überraschung: Ihre Eltern leben, und zwar nur zwei Häuser weiter. Die FARC hatte sie belogen.

Doch die Freude über das Wiedersehen hält nur kurz an. Als der Vater kurze Zeit später zum alten Haus zurückkehrt, um es zu verkaufen, lauern ihm Mitglieder der FARC auf und töten ihn. Nur weil sie geflohen war. Von diesem Moment an begreift Señora Amparo, dass sie nirgends mehr sicher sein wird. Sie flieht seitdem unentwegt von einem Ort zum anderen, immer auf der Suche nach Arbeit.

Sie wirkt rastlos. Ihr Blick flackert unruhig durch den Raum, sie vermeidet jeglichen Blickkontakt. Sie erzählt, dass sie überall, wo sie hinkommt, ihren Namen ändert. Sie leidet unter Verfolgungsangst, fühlt sich nicht sicher. Die Angst, dass die FARC sie findet und tötet, bestimmt ihr Leben.

Durch das Friedensabkommen, das mithilfe internationaler Vermittlung zwischen Regierung und FARC-Rebell*innen geschlossen wurde, gibt es mittlerweile von staatlicher Seite finanzierte Reintegrationsprogramme für ehemalige Guerillakämpfer*innen. Diese sollen es Personen wie Señora Amparo ermöglichen, wieder ein Leben ohne Angst zu führen. Dabei reichen die Angebote von Bildungsmöglichkeiten über psychologische Hilfe bis hin zu finanzieller Unterstützung. Doch die Kolumbianerin hält nichts von alledem. »Nichts kann das Leid, das uns zugefügt wurde, wiedergutmachen. Mit welchem Geld der Welt wollen sie meinen Vater zurückholen? Sagen, dass es in Kolumbien Frieden gibt? Jetzt bitten die Guerillaanführer um Vergebung, aber was nutzt uns das?« Für sie ist klar: »Die Guerilla ist das Schlimmste, was passieren konnte. Ich hätte es in diesem Leben zu was bringen können, stattdessen lebe ich ständig in Angst, immer auf der Flucht, leide. Das kannst du nicht mehr gutmachen, Kolumbien. So ein Terror wird diesen Krieg überdauern.«

Auch der FARC-Kommandeur ist enttäuscht. All die Kämpfe hätten noch keine wirkliche Änderung bewirkt. Und die Schuld dafür sieht er allein beim Staat. Noch pessimistischer sieht aber Señora Amparo die Zukunft Kolumbiens. Sie glaubt nicht daran, dass es jemals wieder Frieden in Kolumbien geben wird. Zu schwer wiegt



die Last der Vergangenheit. An die Regierung glaubt sie lange nicht mehr. Denn die Eliten interessieren es nicht, dass die Bevölkerung leidet. »Ich glaube, dass nur Gott uns helfen kann, aber nicht diese korrupte Gesellschaft.«

»Abdrücken musste ich selbst lernen, das Töten wurde mir beigebracht«

Über gesellschaftliche Säuberungen, rechte Moralvorstellungen und die Zukunft Kolumbiens – ein ehemaliger Kindersoldat der Paramilitärs im Porträt.

Laute mexikanische Musik dröhnt aus der Stereoanlage der *taverna* irgendwo im kolumbianischen Tiefland. Die Gäste, ausschließlich Männer mit von der Sonne gegerbter Haut und viele mit einem Revolver an der Hüfte, haben es sich auf Plastikstühlen in dem halb offenen Lokal gemütlich gemacht. Die Sonne ist bereits in den Weiten des grünen Tieflands Kolumbiens untergegangen. Es wird getrunken, auf den runden Tischen zwischen den Männern sammeln sich die leeren Bierflaschen, jemand hat *guarapo*, einen fermentierten Zuckerrohrsaft, bestellt, der jetzt seine Runde durchs Lokal macht. Die Stimmung ist ausgelassen.

Etwas abseits am Tisch sitzt Jonathan, 28 Jahre alt, er spricht leise und behutsam. Er ist seiner Region, dem *Magdalena Medio*, tief verbunden, hier ist er geboren und aufgewachsen und möchte den Rest seines Lebens verbringen, wie er sagt. »Ich fühle mich wohl, verwirklicht und zufrieden hier in meiner Zone. Das ist mein Zuhause, hier leben meine Leute«, so Jonathan, der seinen wirklichen Namen nicht nennen möchte.

Das Gebiet um den Mittellauf des Rio Magdalena, des wichtigsten Flusses Kolumbiens, ist eine unzugängliche Landschaft geprägt von ausgedehnten tropischen Wäldern. Kaum erreichbar über Straßen, das Hauptverkehrsmittel sind kleine Boote. Gleichzeitig liegen unter den dortigen Gemeinden mit die größten Ölvorkommen des Landes. Doch von Reichtum und Sicherheit ist nichts zu spüren. Internationale Unternehmen fördern die Reichtümer, die lokale Bevölkerung lebt in Armut. Schon seit Jahrzehnten herrschen paramilitärische Organisationen in dieser Region ohne staatliche Präsenz. Auch Jonathan gehörte neun Jahre lang aktiv einer solchen Gruppierung an.

Schon im Alter von 16 Jahren, kurz vor seinem Schulabschluss, ist er der Gruppe beigetreten, weil er der festen Überzeugung war, in seiner Region habe eine Säuberung gefehlt. »Ich hatte früh gemerkt, dass eine Organisation dafür zuständig war, die Kriminalität und Unsicherheit in der Zone zu bekämpfen«, erklärt Jonathan, »es gab viele ungeklärte Straftaten, Raubüberfälle und einfach Menschen, die für unsere Gesellschaft giftig waren. Ich wollte bei der Säuberung mitmachen. Die Idee klang für mich gut.« Was Säuberung für Kolumbien bedeutet, lässt sich an den Zahlen der Opfer des bewaffneten Konflikts ablesen. Nach Angaben des nationalen *Centro de Memoria Histórica* wurden in den vergangenen 60

Jahren 94 000 Zivilist*innen von den rechten Paramilitärs getötet, mehr als doppelt so viel Tote wie die linksgerichtete Guerilla im selben Zeitraum zu verantworten hatte.

Getötet wurden vor allem soziale Aktivist*innen, Gewerkschafter*innen, Indigene, Afrokolumbianer*innen, Bauernanführer*innen, Menschen, die als Mitglieder der Guerilla verdächtigt wurden, aber auch jene, die schlicht den Moralvorstellungen der Paramilitärs nicht entsprachen. Welche Moral, fragt man sich. Das macht Jonathan klar: »Es gilt Respekt, immer der Respekt. Gegenüber seinem Nachbarn, seinem Nächsten, seinem Freund, seiner Familie. Niemanden ohne Grund umbringen. Das Leben wird respektiert, aber nur das desjenigen, der auch selbst das Leben respektiert.«

In den 80er-Jahren haben sich die Paramilitärs als illegal bewaffnete Interessensvertreter*innen von Großgrundbesitzer*innen und Mitgliedern der politischen Elite Kolumbiens etabliert. Finanziert wurden sie einerseits, um die bestehenden, teils feudalen Machtverhältnisse auf dem Land zu sichern, und andererseits, um die Guerilla als militante Kleinbauernbewegung niederzuschlagen. Zunehmend kam der Drogenhandel als wichtige Einnahmequelle hinzu. Auch *narcos* und multinationale Unternehmen unterstützten oder organisierten paramilitärische Gruppen. Teilweise erhielten sie auch Unterstützung vom kolumbianischen Staat und den regulären Streitkräften. Besonders der damalige Inlandsgeheimdienst *Departamento Administrativo de Seguridad* (DAS) gab immer wieder Anweisungen zu gesellschaftlichen Säuberungen an paramilitärische Gruppen weiter. Auch Jonathan, der Bekannte im DAS hatte, berichtet von solchen Aufträgen: »Man wusste, was Sache war, von oben kamen die Befehle, dass gerade Säuberungsphase war. Die Leute vom DAS arbeiteten mit uns zusammen. Ihre Vorgaben waren mein Bild von Gerechtigkeit.«

Jonathan war noch ein Kind, als er entschied, sich den Paramilitärs anzuschließen. Von der Schule machte er den Schritt in eine rechte Miliz, die aus acht weiteren Kämpfern in seiner Einheit bestand. Nach eigenen Angaben war er der einzige Minderjährige dort, wobei er sich nie als solcher gesehen habe. »Ich war zwar noch klein, fühlte mich aber groß – wie als Teil eines Superhelden-Teams, das für die Gerechtigkeit kämpft.« Von Beginn an sei er als vollwertiges Mitglied der Miliz angesehen worden. Er sei vollständig in die Kommandostruktur eingebunden gewesen. Zusammen wurden Entscheidungen getroffen und Pläne geschmiedet. »Wir haben uns auch oft bei mir zu Hause getroffen, hier hat sich alles abgespielt. Die anderen waren wie meine Brüder«, erzählt Jonathan. Seiner wirklichen Familie, seinen Eltern, habe er sich jedoch bis heute nicht offenbart. Sie kennen ein paar Geschichten, aber nicht die ganze Wahrheit.

Im Hintergrund laufen *narcocorridos*, typische mexikanische Balladen, in denen Drogenkultur verherrlicht wird. Jemand ruft nach Jonathan, er geht zu seinem Motorrad, wo er mit einem Freund ein paar Worte wechselt. Die Situation ist angespannt, die Anwesenheit von Fremden wird nicht gerne gesehen, erst recht nicht von jenen, die Fragen stellen. Das Interview mit ihm war erst beim dritten Versuch möglich. Er kehrt wieder zum Tisch zurück und spricht weiter, er ist der Einzige hier, der offen über seine Tätigkeit sprechen möchte. Ein kurzes Lachen kann er nicht unterdrücken, denn der *sapo*, die Ratte, sei er schon immer gewesen. Er beginnt zu erklären:

»Der *sapo* ist zuständig dafür, Leute zu überwachen, sie auszuspähen und über ihr Schicksal zu entscheiden. Wenn mir jemand nicht gefiel oder mir was Schlechtes getan hat, begann ich Informationen zu sammeln. Ich befahl seinen Tod, so einfach ging's.« Entspannt zündet er sich eine Zigarette an und entschuldigt sich, dass er schon ein paar Gläser *guarapo* getrunken hat.

Wie viele Auftragsmorde er befohlen habe? Dreißig, hauptsächlich Männer, meint er trocken, selbst getötet habe er jedoch nur eine Person. Bereuen tut er nichts, denn die Menschen seien nicht grundlos gestorben. »Es gibt Menschen, die es verdienen zu sterben. Sie müssen auf die andere Seite wechseln, also abtreten, weil sie auf unserer Seite nichts beizutragen haben«, sagt Jonathan. Während die Kindersoldat*innen und erwachsenen Kämpfer*innen der Guerilla zumeist Bildung zur Geografie, Geschichte und Politik Kolumbiens bekommen, bilden die Paramilitärs zielgerichteter aus. »Nein, nichts, unterrichtet wurden wir nicht. Na ja, das Töten wurde mir beigebracht, das Abdrücken musste ich dann aber selbst lernen«, so Jonathan.

Über das Leben anderer zu bestimmen war seine Aufgabe, die er mit Stolz erfüllt hat. Seine Aufgabenbereiche habe er immer selbst festgelegt. Lediglich einmal musste er sich als Obdachloser ausgeben, war gezwungen seine Haare wachsen zu lassen und aus einem Müllbeutel zu leben. Er freundete sich mit weiteren Obdachlosen an, um zu bestimmen, wer von ihnen leben oder sterben durfte. »Das war die Zeit, die mich am meisten prägte, nach sechs Monaten habe ich darum gebeten, die Mission abzubrechen, ich fühlte mich bedroht«, erzählt Jonathan.

Dennoch war er im Großen und Ganzen glücklich mit seiner Arbeit, die er als wichtigen Beitrag für eine funktionierende Gesellschaft sah. Er meint, etwas geleistet zu haben, wozu weder der Staat noch andere bewaffnete Gruppen imstande sind. Eingesetzt habe er sich für ein friedliches Zusammenleben. Die Mission sei nun erfüllt in seinen Augen. »Hier hat sich alles beruhigt. Im Vergleich zum Chaos, das wir vorher hatten.« Inzwischen sei alles *suave*, entspannt, wie er vielfach betont, Arbeit als *sapo* gebe es kaum noch, weshalb er sich selbst auch nicht mehr als aktives Mitglied der Paramilitärs bezeichnet. Es bleibt Zeit für andere Dinge, die er ganz offen aufzählt: Drogenhandel, Frauen, Alkohol, *fiestas* und Waffenhandel.

Die Zukunft Kolumbiens sieht er positiv. Trotz Korruption, schlechter Politik und »einer Welt voller Toter« habe er die Hoffnung nicht verloren. Ob er sich langfristig Frieden in Kolumbien vorstellen könne? Natürlich, meint er, er bleibt optimistisch. »Die Zukunft meiner Region hängt davon ab, ob die, die hierbleiben, zu den Guten gehören. Ich selbst halte mich für einen der Guten, auch wenn ich eine Person umgebracht und den Todesbefehl für viele andere gegeben habe. Ich halte mich für einen der Guten, weil die Guten das Böse bekämpfen.«

Diese Beiträge wurden von **Max Nahrhaft, María Rath, Sarah Ribbert und Tamera Vogel** im Rahmen des Masterseminars »Opfer und Täter? Kindersoldaten im bewaffneten Konflikt Kolumbiens« an der Freien Universität Berlin verfasst. Das Projekt wurde vom Lateinamerika-Institut (LAI) finanziell unterstützt. Ein besonderer Dank gilt auch der Kontaktperson in Kolumbien, die die Interviews vor Ort durchgeführt hat.

Exklusiv für SIETAR-Mitglieder*innen
150 € Rabatt bis zum 1.8.2019



IKUD
Seminare

„Ausbildung zum interkulturellen Trainer (m/w/d) in 5 Modulen“

- Zertifizierte und renommierte Ausbildung mit Entwicklung eines eigenen Trainings
- Programm- und Materialentwicklung speziell für interkulturelle Trainer*innen
- Kleingruppen mit max. 12 Teilnehmer*innen
- Experten-Know-How: Erfahrenes bikulturelles Trainerteam mit 15 Jahren Trainingserfahrung
- Bereits mehr als 650 Absolvent*innen

Nächste Termine mit freien Plätzen:
Sequenz Aug: 13.08.2019 - 30.10.2019 (Kompaktkurs)
Sequenz Okt: 25.10.2019 - 15.02.2020

Dauer: 10 bzw. 11 Tage

- Akkreditiertes Weiterbildungsinstitut
- Aufnahme in Trainernetzwerk
- Neu: Umfassendes E-Learning Programm
- Weiteres umfangreiches Seminarprogramm mit Interkulturellen Trainings, Train the Trainer-Kursen, Seminaren zu Diversity u.v.m.

Informationen, Beratung und Anmeldung

IKUD® Seminare
Groner-Tor-Straße 33
37073 Göttingen

Fon + 49 (0)551 | 38 11 27 8

Fax + 49 (0)551 | 38 11 27 9

www.ikud-seminare.de
info@ikud-seminare.de



Anzeige